

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **24 (1944-1945)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücher Rundschau

Geschichte und Politik

Glück und Unglück in der Weltgeschichte.

Als Jakob Burckhardt seinen berühmten Vortrag über „Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ hielt, lebte Europa im Triumph seines optimistischen Fortschrittswahnes, der durch den Krieg von 1870/71 keineswegs gestört war. Burckhardt hat seine leiderfüllten Gedanken als Rufer in der Wüste ausgesprochen. Wenn heute ein denkender und fühlender Mensch über die gleiche Frage sich vernehmen läßt, wird er das Glück wohl nur in philosophischen Kategorien ausfindig machen können, während ihm das Unglück aus allen Räumen der Zeitgeschichte entgegen grinst¹⁾. Weniger als je kann heute einer mit diesen Gedanken fertig werden, wenn er nicht die (übrigens bei J. Burckhardt klar erkennbare) Überzeugung hat, daß hinter allem uns vielfach unverständlichen Geschehen ein allumfassender, verborgener Wille steht. Mit Recht nimmt deshalb Wolfram von den Steinen seinen Ausgangspunkt bei Augustins Werk vom Gottesstaat. Dann wird — grundsätzlich und an Beispielen aus der Geschichte — gegeneinander abgewogen, wie weit alles Geschehen gesetzlich ist, nämlich durch den Entwicklungsgang vorausbestimmt, und wie weit es durch den „blinden Zufall“ aus der Bahn der scheinbaren Gesetzmäßigkeit geworfen wird.

Das größte Kapitel dient der Frage, „wie weit die Geschichte das Unglück des 20. Jahrhunderts erkläre“. Und da kommt der Verfasser nach der Erwähnung der europäischen Kolonialverbrechen in Mexiko, in Afrika, in der Südsee und in China zum Schluß, daß alle Schuld am heutigen Verderben der Weißen auf sie selbst zurückfällt. „Der Azteke von 1520 und der Sioux von 1876 könnten antworten: ihr tut nun euch selber, was ihr so lange allen übrigen getan habt.“ Wenn es auch nur verschleiert ausgesprochen wird, so ist doch die Meinung des Verfassers, der wir uns völlig anschließen, die: Glück und Unglück, Schuld und Sühne hat es in der Weltgeschichte immer gegeben. Aber ein so sinnloses Unglück, wie es die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts gebracht haben, ist nur deutbar als Folge der allgemeinen Verirrung der modernen weißen Menschheit, die sich im Verlust jeglicher Ehrfurcht und in der Vergötzung aller menschlichen Triebe, kurz gesagt in der Verleugnung der christlichen Grundlehren äußert.

Ernst Rind.

Ein Gedenkbuch von bleibendem Wert.

Das Gedenkbuch zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birz erschien leider zu spät, um noch in der Augustnummer dieser Zeitschrift berücksichtigt werden zu können²⁾.

Wenn auch der bedeutsame Gedenktag nunmehr der Vergangenheit angehört, rechtfertigt es sich doch in höchstem Maße, auf diese wertvolle Publikation hinzuweisen. Man muß dem Regierungsrat von Basel-Stadt und der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel sehr dankbar sein, dieses Buch herausgegeben zu haben. Der verhältnismäßig erstaunlich niedrige Preis von 12 Franken läßt hoffen, das Buch möge nicht nur von Bibliotheken, Gesellschaften und Schulen angeschafft werden, sondern auch in vielen Familien Eingang finden.

Ein Vorwort von Prof. Dr. His versetzt uns in die richtige Stimmung. Prof. Dr. H. G. Wackernagel entwirft ein plastisches Bild der Schlacht und der

¹⁾ Wolfram von den Steinen: Glück und Unglück in der Weltgeschichte. Burg-Verlag, Basel 1943.

²⁾ Gedenkbuch zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birz 1444. Herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944.

historischen Zusammenhänge. Von ganz besonderem Interesse ist seine Untersuchung über die Gründe der verblüffenden militärischen Tüchtigkeit jener Eidgenossen. Nicht der Obrigkeit gebührt der Ruhm, sondern der Initiative und Hingabe der festgefügt und zu ungeahntem Aufschwung gelangten Knabenschaften.

Dr. Geßler, der berufenste Kenner des Waffenwesens, unterrichtet über Bewaffnung, Wehr- und Befestigungsweisen zur Zeit der Schlacht. Von tiefer Bedeutung ist der Nachweis, daß auf dem Schlachtfeld nicht die Banner der Orte wehten, sondern „ein rott Bendlin mit einem weißen crüz“.

Die Abhandlung von Dr. R. Riggerbach über Kapelle und Siechenhaus von St. Jakob ist kultur- und kunsthistorisch wertvoll, und Dr. Max Burdhardt's Darlegungen über „Die Schlacht im Gedächtnis der Jahrhunderte“ berichten in fesselnder Weise, „in was für verschiedenen Klängen die Schlacht besungen worden ist und wie sich diese Klänge im Verlauf der Jahrhunderte gewandelt haben“.

Prof. H. G. Wackernagel's Zusammenfassung der Quellen und älteren Darstellungen ist besonders für den Geschichtsforscher interessant.

Schließlich verdient noch der wundervolle Bildschmuck Erwähnung, der jedes Auge erfreuen muß.

F. Rieter.

Die neue Zwinglibiographie Walthers Köhlers¹⁾.

Das glänzend geschriebene und beim Fehlen alles gelehrten Apparates sich mit Spannung lesende Werk bedeutet einen Markstein in der Darstellung Zwingli's. Das Verlangen nach einer eingehenden, die Forschung der jüngsten Jahrzehnte zusammenfassenden und auswertenden Zwinglibiographie hatte sich längst herausgestellt; Rudolf Staehelin's Verarbeitung von 1894—1897 konnte nicht mehr genügen. Walthers Köhler war wie kein anderer in der Lage, die Lücke auszufüllen; darf er doch als der beste Kenner Zwingli's unter den Lebenden gelten, der alle Einzelprobleme in tiefeschürfender Weise ergründete und verschiedene gerade von den hauptsächlichsten schon monographisch in erschöpfender Weise zur Darstellung brachte (die Abendmahlskontroverse mit Luther, die Zwinglische Schöpfung des Zürcher Ehegerichtes und dessen Auswirkung weitherum u. a.). Wie er selber im Vorwort verrät, ist seine Schau mit der Absicht und unter dem Blickpunkt entworfen, Zwingli den Platz in der europäischen Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts zu sichern, der ihm gebührt, ihn weder einseitig auf sein schweizerisches Heimatland zu beschränken noch einseitig in den Schatten Luthers zu stellen, sondern den Staatsmann und Geisteskämpfer in der unzertrennlichen Verschlungeneheit von Politik und Religion als selbständigen Faktor in der Geschichte seiner Zeit lebendig werden zu lassen. Das ist dem Verfasser vollauf gelungen. Noch nie, seit es eine Zwingliforschung gibt, wurde unser Reformator so gründlich in das Gesamtgeschehen seiner Zeit hineingestellt und gerade deshalb in seiner besondern Eigenart so plastisch und deutlich sichtbar gemacht. Erkennen wir recht, so läßt Walthers Köhler die Originalität Zwingli's den Elementen seiner Bildung gegenüber jetzt stärker gelten, als er es früher tat; vor allem eingehende Untersuchungen der Randbemerkungen von Zwingli's Hand aus seiner Einsiedler und ersten Zürcher Zeit haben ihn sehen lassen, wie selbständig sein Denken zur reformatorischen Entdeckung durchstieß, so willig und dankbar er auch aus andern Quellen schöpfte, aus Augustin vorab, dessen Einstrom nun endlich klar zu Tage liegt. Daß es ein Nichtschweizer ist, dem wir die neueste Biographie verdanken — sie wird wohl auf lange hinaus die Zwinglibiographie sein —, erhöht unsere Freude und gibt ihr besonders wertvolle Verheißung. Denn nun mag man es auch in deutschen Landen erfahren und es um so eher glauben, daß man es zu Unrecht wahr haben wollte, Zwingli habe im Konzert der Reformatoren ein mehr oder weniger entbehrliches Instrument gespielt. Vielleicht kommt jetzt erst die Zeit, wo er den von ihm aus der Tiefe gehobenen Schatz auch unsern deutschen Brüdern weitergeben darf.

Oskar Farnert.

¹⁾ Walthers Köhler: Huldrich Zwingli. Koehler & Amelang, Leipzig 1944.

Churchill.

Der Zeitgenosse ist sich bewußt, daß es Churchill-Biographien noch in Fülle geben wird, wenn einmal dieser Krieg zu Ende ist und Churchill das Steuer des Staates nicht mehr führen wird. Es ist aber fraglich, ob den späteren Churchill-Porträts, die sich auf ein gewaltiges Quellenmaterial werden stützen müssen, immer der Vorzug vor einer zeitgenössischen Biographie zu geben sein wird. Ein aus der mitlebenden und miterlebenden Gegenwart heraus geschaffenes Bild wird uns schon deshalb viel unmittelbarer ansprechen, weil es einem spontanen Bedürfnis der Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen entgegenkommt. Es würde nur dann unerträglich sein, wenn es das wegen Mangel an quellenmäßigen Belegen an sich unvollständige Bild durch ausgesprochene Parteilichkeit noch einseitiger gestalten würde.

Lewis Broad, ein Landsmann Churchills, bekennt, daß er nicht umhin kann, zustimmend-bewundernd über den Premier Englands zu schreiben ¹⁾. Seine Arbeit ist aber weit davon entfernt, eine Panegyrikus zu sein. Sie wurde vor sechs Jahren begonnen. „Als ich anfang“ (schreibt der Verfasser), „hatte ich die Vorstellung von einem schlauen Politiker, der sich vieler Fehler schuldig gemacht hatte. Die Fehler verflüchtigten sich. So mußte ich mich fragen, wie es um die Schlaueheit des Politikers stünde. Jedoch vor mir erstand die Gestalt des patriotischen Ministers. So darf ich für mich die Unparteilichkeit eines Kritikers beanspruchen, der von seiner Kritik bekehrt worden ist.“

Sein Programm erläutert der Verfasser mit folgenden Worten. Die Arbeit will „nicht eine These beweisen“, noch „eine psychologische Charakterstudie vortragen. Sie besteht zum größten Teil aus Fakten — über das, was Winston Churchill getan und was er gesagt hat — mit sehr geringfügigen Beimengungen des Verfassers“ ²⁾.

Dieser Abjicht ist Broad treu geblieben, weshalb das Buch jedem empfohlen werden kann, der sachliche Belehrung über Churchill sucht. „Mit geschickter Hand wurde der politische Zeithintergrund skizziert“, hat ein Kommentator richtig bemerkt.

Eine Biographie Churchills wird, wie die kaum eines anderen englischen Staatsmannes der Gegenwart und selbst der Vergangenheit, zu einem Ausschnitt aus der Geschichte des englischen Staates in den letzten fünfundvierzig Jahren. Immer enger verwebt sich das Schicksal dieses Mannes mit demjenigen seines Volkes bis zu jenem Augenblick im Jahre 1940, in dem seine Gestalt — symbolhaft — England selbst in seinem unbeugsamen Widerstands- und Lebenswillen repräsentiert. Die Mahnung jenes Sommers, die dem Lande „Blut, Schweiß und Tränen“ verhiess, ist schon in die Geschichte unserer Zeit eingegangen ähnlich jener andern Mahnung (Nelsons) am Tage von Trafalgar vor über hundert Jahren: England expects everyman to do his duty.

In einem vortrefflichen Vorwort entwirft Broad ein Bild von Churchills Persönlichkeit. „Winston Churchill ist aus dem Holz, aus dem die Menschen zur Zeit der Königin Elisabeth geschnitzt waren — er hat ihre Lebensfülle, ihre Farbigkeit und Frische. Auf neue Erfindungen und neue Ideen reagiert er wie es die Menschen der Renaissance taten. Seine Handlungen weisen einen ähnlichen Glanz auf.“ In der Tat ist Churchill nicht als Fachmann auf einem einzelnen Gebiet, sondern als Gesamtpersönlichkeit, dank seinem Geist und Charakter, seinem Temperament und seiner Vitalität und der ihm eigenen unverwüßlichen Zähigkeit eine ein ganzes Zeitalter überragende Gestalt.

„Taten und Worte“, so bemerkt der Biograph, „sind in Churchills Lebensgeschichte merkwürdig verwoben . . . Churchill hat die literarische Tradition unserer Premierminister aufrecht erhalten und ihr neuen Glanz hinzugefügt.“ Daher war es eine sehr glückliche Idee, durch die Übersetzung des 1932 erschienenen Essaybandes „Thoughts and Adventures“ dem schweizerischen Publikum eine Probe von Churchills literarischem Werke zu geben, wodurch das Bild des Menschen Churchill

¹⁾ Lewis Broad: Winston Churchill. Ein politisches Lebensbild. Europa Verlag, Zürich 1943.

²⁾ Die schweizerische Ausgabe reicht nur bis 1939. Der letzte Abschnitt, die Kriegsjahre umfassend, soll später veröffentlicht werden.

in trefflicher Weise bereichert wird³⁾). Die vorgelegten Essays sind Äußerungen Churchills zu den verschiedensten Fragen des Daseins und seines persönlichen Erlebens. Sie bestätigen Broads Bemerkung, daß wir es hier mit einem Typus zu tun haben, der an die Menschen der Renaissance gemahnt, wenn nicht noch mehr an jene Geister des 18^{ème} siècle und der Antike, die uns durch die Selbstverständlichkeit der enzyklopädischen Einstellung zur Welt und durch die Unererschütterlichkeit ihrer ethischen Haltung in Staunen setzen. Churchill ist ein Mensch, für den „in Worten sich auszudrücken eine fundamentale Lebensnotwendigkeit ist“. Die Kenntnis seines Oeuvre ist daher für die gründlichere Erfassung seiner Persönlichkeit unerlässlich.

„Jeder Prophet muß aus der Zivilisation kommen, aber jeder Prophet muß auch in die Wüste gehen. Er muß einen starken Eindruck von einer komplizierten Gesellschaft und allem, was sie zu geben hat, in sich tragen, und dann muß er Zeiten der Isolation und der Meditation durchmachen. Das ist das Verfahren, mit dem psychisches Dynamit erzeugt wird.“ Diese Sätze schreibt Churchill in dem Essay „Moses, der Führer seines Volkes“; sie treffen aber auch auf ihn selbst zu.

M a r S i l b e r s c h m i d t.

Stalin.

Offenbar soll mit dem sprachlich häßlichen Titel: „Wie Stalin wurde“ begründet werden, weshalb die Darstellung schon im Jahre 1930 abbricht⁴⁾. Wir erfahren wirklich nur die Geschichte des Aufstieges Stalins bis zur Stabilisierung seiner Machtstellung, d. h. bis zur Ausschaltung der Gegnerschaft links (Trozki, Sinowjew) und rechts (Bucharin, Rykow, Tomski), durch welche der Diktator seine Generallinie gesichert hat. Die für die Gegenwart und Zukunft so entscheidenden Jahre der russischen Entwicklung zwischen 1930 und 1941 sind nicht dargestellt. Wenn im letzten Teil des Buches ein Kapitel über den Arbeitstag des Marschalls sein Leben während des jetzigen Krieges andeutet, so ist das natürlich nicht der geringste Ersatz.

Dieses Abbrechen der Darstellung schon im Jahre 1930 ist sehr bedauerlich. Es kann nur dadurch erklärt werden, daß dem Verfasser vielleicht nach 1930 keine Unterlagen mehr zur Verfügung standen. Was übrigens diese Unterlagen betrifft — Windecke beruft sich auf die Schriften und Erinnerungen der andern führenden russischen Revolutionäre (Trozki, Woroschilow, natürlich auch Lenin) und auf Stalins eigene Publizistik —, so kann von hier aus die Zuverlässigkeit dieser Quellen nicht sicher beurteilt werden; immerhin sei auf die sehr gute Broschüre von Artur W. Just, dem einstigen Berichterstatter der Kölnischen Zeitung in Moskau, aus dem Jahre 1932 („Stalin“, Heft 12 von Colemans Kleinen Biographien, Lübeck) verwiesen, in der z. B. gesagt wird, daß die Stalindarstellung seines angeblichen Sekretärs Bajanow, auf die Windecke oft abstellt, recht mysteriös ist; denn ein solcher Sekretär Bajanow sei in Moskau völlig unbekannt.

Das Buch Windeckes hat trotz dieser Vorbehalte seinen Wert. Es zeigt zum mindesten, wie das Leben eines russischen „Berufsrevolutionärs“ vor der Oktoberrevolution von 1917 etwa verlaufen ist. Stalin ist fünf mal nach Sibirien verbannt gewesen, allerdings mit einer Ausnahme regelmäßig nach kürzester Zeit wieder entkommen und an den früheren Wohnort zurückgekehrt. Man erfährt auch einiges von der bedeutamen militärischen Rolle Stalins in den Kämpfen gegen die Weißen 1918—20 und vor allem von seinem Rivalitätskampf gegen Trozki. Gerade aus diesem Kampf ergeben sich starke Eindrücke von Stalins Art und Charakter: ein unererschütterlicher Kämpfer, ein Mann, der jede Verantwortung ohne Hemmungen auf sich nimmt, ein nationalrussischer Fanatiker mit kältester Berechnung, einer, der nur an den menschlichen Willen, an die Macht und an die Technik glaubt, der vor keiner List und vor keiner tückischen Falschheit zurückschreut. Das Geheimnis seines Erfolges ist nicht Genialität, aber unerhörte Zähigkeit, Schlau-

³⁾ Winston Churchill, Gedanken und Abenteuer. Amstuf, Herdeg & Co., Zürich 1943.

⁴⁾ Christian Windecke: Wie Stalin wurde. Vom Priesterseminar zum Kreml. Scherz, Bern 1943.

heit und Brutalität. Er hat das russische Volk durch seine Fünf-Jahrespläne aus dem Disputieren und Philosophieren herausgerissen und in die härteste Arbeit eingespannt.

Wer sich kurz, aber gründlich über die Entwicklung nach 1930 orientieren will, sei auf das 8. Kapitel des bekannten Buches von J. E. Davies „Moskau“ verwiesen, wo ein Überblick bis zum Juni 1938 gegeben wird. Man mag auch Davies' Stalin-Darstellung mit derjenigen Windeckes vergleichen.

Ernst Kind.

Aber militärische Kriegsführung

Die vorliegende Arbeit¹⁾ ist der erste Band einer Schriftenfolge, welche sich unter dem Titel „Beiträge zur Kriegswissenschaft“ ankündigt. Gustav Däniker, als Herausgeber, und der Verlag betonen dabei, daß in dieser Sammlung die Fragen unserer Landesverteidigung und unseres Heerwesens unberührt bleiben sollen. Denn es möge gerade auf militärischem Gebiet notwendig erscheinen, „nicht nur um eigene Belange zu kreisen, sondern auf einer weiteren Ebene nach gültigen Maßstäben zu suchen. Wer in enger Umgebung lebt, erliegt leicht der Versuchung, das Grundjähliche vom Besonderen ausgehend begreifen zu wollen, und doch wäre der Weg der entgegengesetzten Richtung zu beschreiten, weil nur beim Grundlegenden die Voraussetzungen zu finden sind, um den Sonderfall, um dessen Lösung es schließlich geht, beurteilen zu können“. Diese Einleitung ist vielversprechend.

Däniker setzt sich im ersten Heft die Aufgabe, auf 74 Seiten die Beziehungen zwischen Raum, Kraft und Zeit in der militärischen Kriegsführung zu behandeln. Alle wesentlichen Entschlußfassungen auf dem Gefechts- oder Schlachtfeld gipfeln in der Wertung und Verwendung dieser drei Faktoren, sei es in der Relation zu eigener Entscheidung, sei es bezüglich der Entscheidungsmöglichkeiten des Gegners. Daraus erhellt die Größe der Aufgabe, die sich der Verfasser stellt. Zugleich aber zeigt sich schon in der Anlage des Buches eine Gefahr: es ist kaum möglich, auf 74 Seiten das Problem in seiner ganzen Tiefe zu erfassen. Der Verfasser beschränkt sich daher auf eine Darstellung der Zusammenhänge aus den Feldzügen auf dem europäischen Festlande seit 1939. Es ist angezeigt, festzuhalten, daß als letzte Beispiele anscheinend die Herbstoperationen 1943 an der Ostfront zur Verfügung standen.

Auf schweizerischem Gebiet entstehen leider wenig operative Studien. Zum Teil liegt dies in dem Umstande, daß die Armee des Kleinstaates sich weniger mit Fragen dieser Größenordnung zu beschäftigen hat, als jene eines großen Staates. Die außerordentlich starke Beanspruchung unserer Berufsoffiziere, welche zu solchen Studien befähigt wären, ist ein weiterer Grund dafür, daß unsere Publikationen nur selten operative Fragen behandeln. Es ist daher zu begrüßen, daß der Verfasser sich die Aufgabe stellte, eine Zeitepoche darzustellen, welche erfüllt ist von operativen Problemen größten Umfangs und schwierigster Art.

Mit der vom Verfasser gewählten Abgrenzung hatte das Unternehmen von Hause zwei Gefahren Rechnung zu tragen. Einmal, daß Operationen zur Behandlung kamen, über welche genaueres kriegsgeschichtliches Material noch fehlt. Vieles mußte so zu unbewiesener und stark subjektiv gefärbter Behauptung werden. Die zweite Gefahr lag in der einseitigen Würdigung der Vorgänge, dann, wenn der Verfasser befangen blieb durch die Erfolge, welche sich in dem ersten Teil des großen Ringes fast ausschließlich bei der einen Kräftegruppe zeigten. Däniker ist dieser Gefahr unterlegen. Es fällt auf, daß er weder Beispiele aus der raumgreifenden Offensive der Alliierten im afrikanischen Feldzug, noch aus den ersten russischen Operationen nach Stalingrad erwähnt, obwohl auch sie Beispiele sinnvoller Operationen zu zitieren erlaubt hätten. Es scheint uns, daß die wissenschaftliche Forschung gerade im neutralen Staat alle Ursache hat, beide Parteien zu beobachten, um der Wahrheit näher zu kommen. Die Darstellung Dänikers führt oft zu einer Einseitigkeit, welche ob der laudatio des Einzelereignisses auf dem

¹⁾ Gustav Däniker: Raum, Kraft und Zeit in der militärischen Kriegsführung Huber, Frauenfeld 1944.

Schlachtfeld das Wesentliche des großen Zusammenhanges verliert. So kommt es, daß gerade das, was der Herausgeber nach dem Vorwort erstrebt, nicht erreicht wird, nämlich, daß der Sinn nicht an der Einzelheit haften bleibe.

Dieser Mangel kommt im Besonderen in zwei Kapiteln zum Ausdruck. Der Verfasser verläßt das Gebiet militärischer Kriegsführung und wirft Fragen auf, welche vorerst Gegenstand der Staatspolitik sind, so wenn er in dem ersten Kapitel über die Bedeutung des Raumes im Offensivkrieg spricht. Es ist wohl deutlich zu unterscheiden, ob die Raumschaffung eine Forderung außenpolitischer Eroberungspolitik ist, oder einem militärischen Bedürfnis zur Erlangung der Operationsfreiheit entspricht. Im letzten Falle ist noch zu unterscheiden, ob die militärischen Mittel, welche der Führung zur Verfügung stehen, in einem tragbaren Verhältnis sind zu dem zu erstrebenden Raum. Operationsfreiheit als solche kann nicht das letzte Ziel strategischer Entschlußfassung sein. Sie ist vielmehr nur das Mittel, um mit gegebenen eigenen Kräften den konkreten Gegner, im konkreten Raum schlagen zu können. Diese These könnte leicht erhärtet werden durch Beispiele, welche im Besonderen seit dem Sommer 1942 zeigen, daß zwar das Streben nach Operationsfreiheit zu gigantischen Entschlüssen führen kann, damit aber noch nicht den Sieg bringt. Das Streben nach Operationsfreiheit darf den Sinn für das Mögliche in der Gesamtlage nicht verdüstern.

Für die Führung gibt es drei Möglichkeiten: Vorwärtzgehen, Stehenbleiben, Zurückgehen. Die zwei letztgenannten Möglichkeiten können freiwillig oder unter Zwang erfolgen. Wer zurückgeht, sei es freiwillig oder unter Zwang, verzichtet wenigstens vorläufig darauf, den Gegner zu schlagen. Zugleich gibt er Raum preis. Die „Rückwärtsoperation“ — welcher Däniker ein großes Kapitel widmet — bedeutet immer das Eingeständnis einer früher zu weit gesteckten Zielsetzung oder, daß es nicht gelungen ist, den Gegner zu schlagen. Die „Rückwärtsoperation“ als solche vermag zwar noch einzelne günstige Lagen zu schaffen, in welchen wohl dem Gegner Schläge beigelegt werden können. Die Geschichte und die letzten Monate zeigen denn auch Beispiele, in denen eine Truppe in solcher Situation höchste soldatische Tugend und größten Opfersinn an den Tag gelegt hat. Der höchsten Führung aber den Lorbeer des „Abwehrsieges“ zuzuerkennen, weil sie die operative Freiheit in der Rückwärtsoperation gefunden hätte, bedeutet eine Umwertung militärischer Begriffe, welcher wir nicht folgen können. Däniker sagt: „der Grundgedanke der Rückwärtsoperation (der Deutschen im Osten) war der gleiche, wie er für die Vorwärtsoperationen, nämlich derjenigen im Ostfeldzug 1941/42, maßgebend gewesen war, nur das Vorzeichen für die allgemeine Bewegungsrichtung wurde geändert. Anstatt durch ein Vorgehen diejenigen Operationslagen zu schaffen, die erlaubten, den Gegner zu fassen, einzukreisen und zu schlagen, wurde ein Zurückweichen dazu verwendet, die Voraussetzungen für Vernichtungssiege zu finden.“ Gegen diese Argumentation ist einzuwenden, daß, wer die Vernichtungssiege nur noch im Zurückgehen findet, auf der großen Ebene der Führung die Operationsfreiheit verloren hat. An die Stelle der Operationsfreiheit im Großen ist das Streben nach dieser Freiheit im Kleinen getreten. Eine Armee, welche im großen Rahmen den Rückzug angetreten hat, braucht weder ihren soldatischen Halt zu verlieren, noch ist gesagt, daß sie damit endgültig auf Operationsfreiheit verzichtet hat, in der Gesamtlage aber ist die Führungsinitiative im konkreten Zeitpunkt an den Gegner übergegangen. Dabei ist Nebensache, ob der Gegner diese Lage erzwungen hat durch numerische und rüstungstechnische Überlegenheit oder aber aus Gründen, welche im Bereiche geistiger Zusammenhänge liegen.

„La première qualité d'un général en chef est d'avoir une tête froide qui reçoive des impressions justes des objets, qui ne s'échauffe jamais, ne se laisse pas éblouir, enivrer par les bonnes ou mauvaises nouvelles; que les sensations successives ou simultanées qu'il reçoit dans le cours d'une journée s'y classent et n'occupent que la place juste qu'elles méritent d'occuper.“

Dieser Satz Napoleons I. gilt auch für die militärwissenschaftliche Forschung.

Karl Brunner.

Literatur

Tschudis Monatliche Gespräche.

Die Zeit seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ist reich an Gestalten des Übergangs, in welchem alte Bindungen mit freiheitlich-neuen Ideen ringen. Auch die Schweiz ist an solchen Gestalten nicht arm, und es gewährt einen stets neuen Reiz, auf unserm föderalistischen Boden solchen Menschen, innerhalb landschaftlicher Besonderheit stehend, zu begegnen.

Eine solche Zeitenwende-Gestalt war der wenig bekannte Glarner J. H. Tschudi, der, 1670 geboren, fast sein ganzes Leben in seiner Heimat Schwanden verbrachte, erst als „Diakon“, dann als Pfarrer. In seinen Schriften, besonders in der Zeitschrift „Monatliche Gespräche“ wollte er in der Art der Aufklärung erbaulich, belehrend, belustigend oder kurz gesagt bildend wirken¹⁾. Wiewohl der Bibel und dem Bekenntnis verpflichtet und nicht gewillt, davon abzuweichen, neigte er doch einer freieren, weiteren Religionsauffassung zu, indem er die Glaubensinhalte auch denkerisch ergründen wollte und imstande war, Andersartigen Recht widerfahren zu lassen. So zeigen sich auch, durch das im Zuge der Zeit liegende Dringen auf praktische Wirkung und Erfahrung, Beziehungen zum Pietismus, vor allem aber eine stärkere Betonung der Ethik und darüberhinaus überhaupt eine selbständige Wertung von Geschichte, Natur und Kunst. Zweifellos war die Wirkung der Zeitschrift, in welcher der Umkreis der Lebensfragen abgeschrieben wurde, nicht gering. Tschudi stand auch in der äußerlichen Enge seines Tales in Briefwechsel mit manchen bekannten Zeitgenossen, z. B. mit Scheuchzer, ja seine Beziehungen reichten über die Landesgrenzen. — Es ist ein Verdienst des Verfassers obiger Schrift, in sorgfältiger Forschung diesen Glarner neu ins Licht gestellt zu haben.

Carl D a m u r.

Ausgaben und Sammlungen.

In der reizvollen Buchreihe des Verlags C. H. Beck in München, die Alois Bernt mit dem Bande „Liebe, Lust und Leid“ eröffnet hat, ist seither auch der von Gerhard Eis besorgte Band „Kleine Geschichten alter Weisheit“ erschienen und bietet einen köstlichen „Welt- und Sittenspiegel des deutschen Mittelalters“: Es sind Proben der Weltweisheit des 13. und 14. Jahrhunderts, die der Herausgeber der Versdichtung verschiedener Autoren enthoben hat und in ausgezeichneter Übertragung in moderner Prosa wiedergibt. Es ist erstaunlich, wie gut dieses neue Gewand den alten Erzählungen zu Gesichte steht, so daß man mit Vergnügen und Genuß bei diesem farbenreichen Sittenspiegel einer vergangenen Zeit verweilt. — In einem schmalen, mit höchster Sorgfalt und ausgesuchtem Geschmack gestalteten Bändchen reicht uns der Holbein-Verlag in Basel „Goethes Briefe aus der Schweiz 1779“ nach dem Wortlaut der Ausgabe letzter Hand. Es sind also die Briefe von der großen, zweiten Schweizerreise Goethes, die von Basel nach Genf und durchs Wallis hinauf zum Gotthard führte und von der er in seinem Tagebuch bekannte: „Die Reise ist ein Meisterstück! eine Epopee!“ Goethe hat seine Reisebriefe, um dem Erlebnis sein volles Recht widerfahren zu lassen, vor der Veröffentlichung einer Auswahl und Überarbeitung unterzogen und ihnen die Form gegeben, in denen sie hier vorliegen. Man fühlt wohl die dadurch eingetretene Distanzierung — aber umso voller und weiter wird der Blick.

„Gedanken von Gotthelf“ legt uns Emil Staiger in einem der gehaltvollen Bändchen vor, die der Atlantis-Verlag in Zürich zur Pflege besinnlichen Lebens herausgibt. Es sind Lesefrüchte aus dem weiten Garten des Gotthelfschen Werkes, die der Herausgeber mit ausgeprägtem Verständnis für die Bedürfnisse unserer Zeit behutsam gepflückt und geordnet hat. Im dicken Buche liest der flüchtige Leser leicht über ihresgleichen hinweg: hier wird er erkennen, wie Wesentliches bei Gotthelf zu lesen steht, wie weit er ist und wie kühn er sich behauptet. — Unter dem Titel „Saat und Ernte“ gibt Friz Hunziker bei Huber in Frauenfeld Ausgewählte Novellen von Jakob Bossart heraus.

¹⁾ Adolf Dütch: Johann Heinrich Tschudi und seine „Monatlichen Gespräche“. Huber, Frauenfeld 1943.

Der feine Band, der neben einem eindrücklichen Vorwort des Herausgebers acht der bemerkenswertesten Novellen des vor zwanzig Jahren verstorbenen Dichters enthält, ist uns besonders willkommen, weil er recht geeignet ist, dem bedeutenden Werke Jakob Böharts neue Freunde zu gewinnen. Wir haben nur Weniges in der neueren schweizerischen Literatur, das diesem Werke an die Seite gestellt werden könnte, und noch immer ist Jakob Böhart vielen ein Unbekannter. Dieser Band vermöchte manchem die Augen zu öffnen, und unsere herzlichen Wünsche begleiten ihn auf seiner Werbefahrt.

Verzeichnen wir noch das freudige Ereignis, daß vom ersten Bande der von Arnold Büchli herausgegebenen „Sagen aus Graubünden“ (Sauerländer, Aarau) eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Der Band ist um ein ganzes Drittel umfangreicher geworden und wirkt durch die Überarbeitung und die neu eingebauten Proben wie ein neues Buch. Im Wesen freilich, in seiner Lebendigkeit und Eindringkraft, ist er unverändert, aber es liegt vermehrter Glanz auf ihm, und mit frischer Kraft weckt er die Sehnsucht nach den Tälern südwärts des Calanda.

Carl Günther.

Mathilde Wesendonck.

Das willkommene Büchlein verdankt seine Entstehung einem in Rom gehaltenen Vortrag¹⁾. Als Enkel Mathilde Wesendoncks verfügte der Verfasser über bisher unbekannt Quellen; er vermag das Bild Mathildens um manche persönliche Züge zu bereichern. Man fragt sich, ob andererseits die so nahe Verwandtschaft sich nicht hemmend auswirke, wenn nun der längst fällige Versuch unternommen wird, vom Leben und Wirken der weit mehr genannten als gekannten Frau zu erzählen. Vielleicht könnte ein Fremder erwähnen, was seines Empfinden den Enkel zu sagen hindert. Jenes Gefühl Reinhardts im Keller'schen Sinnegedicht, der ungern von der Liebe seiner Eltern sprechen hört, bedingt die Blässe dieses Lebensbildes, insofern als Wagner darin kaum in der Bedeutung erscheint, die er für Frau Wesendonck besaß. Auch ehrlichstem Bemühen würde es nicht gelingen, ihr Unsterblichkeit zu erringen, wäre sie nicht für immer mit jener übermächtigen Gestalt verbunden; durch Wagner wird sie leben, nur seine Freunde werden auch ihr Treue halten. Wir haben uns einst entrüstet, als Cosima Wagner und H. St. Chamberlain den Einfluß des Grünen Hügels in Enge und aller Zürcher auf Wagner zu vernichten (bagatellisieren) suchten. Doch wir bedauern auch, daß Bissing — freilich aus edlem Takt heraus — jenes absichtliche Verschweigen durch eigenes Verstummen fast rechtfertigt. Ein ahnungsloser Leser könnte vermuten, Frau Wesendonck hätte von Prof. Etmüller und einem Alfred Meißner mehr gelernt als von Richard Wagner. Und statt der unsterblichen fünf Gedichte und so mancher anderer seiner Lieder Mathildens werden Proben mitgeteilt, die zum Teil ihre Begabung eher beschatten als beleuchten. Ein einziger Takt der von Wagner vertonten „Träume“ würde dem Buch unendlich mehr frommen als die Zusicherung, der „hochmusikalische Billroth beabsichtigte, die Mehrzahl der Lieder zu komponieren“. — Wir wollen nicht mit Druckfehlern (z. B. „Schund“ statt Schulb, Seite 29), kleinen Ungenauigkeiten und der nicht völligen Durcharbeitung rechten. („Schweizer Militär schützte es — [das Haus auf dem Hügel in Enge, März 1871] —, aber die Eigentümer mußten mit den Kindern bei Nacht und Nebel über den See ins Hotel Bauer flüchten. So schüttelten sie den Staub von ihren Füßen. . .“) Wohl aber möchten wir den berufenen Verfasser bitten, an eine gründliche Lebensgeschichte seiner Großeltern zu denken und uns darin eine Auswahl der schönsten Gedichte und der reichsten Briefe zu schenken, wenn möglich auch solcher, die Mathilde an andere richtete. Bisher sind fast ausschließlich jene bekannt, die sie empfing. Wie viel noch zu finden wäre, zeigt die sehr erwünschte Beigabe der Briefe C. F. Meyers, die manch' bezeichnendes Licht auf den Dichter werfen. Trotz seines bibliographischen Apparats hat Bissing den Stoff keineswegs erschöpft. Volle Klarheit wäre wohl nur zu gewinnen, wenn endlich auch der seit Jahren druckfertig vorliegende II. Band des reichen Quellenwerkes „Mi-

¹⁾ F. W. von Bissing: Mathilde Wesendonck. Die Frau und Dichterin. Im Anhang: Die Briefe C. F. Meyers an Mathilde Wesendonck. Schroll, Wien.

Hard Wagner und die Schweiz“ von Prof. M. Fehr, Winterthur, bekannt würde. Das Bedürfnis darnach, nun durch die furchtbare Weltlage zurückgedrängt, war groß und scheint sogar jetzt noch vorhanden zu sein. Denn sonst würde nicht am 2. Juni 1943 Paul Boesch von Mathilde Wesendoncks *Alkestis*-Dichtung berichten (NZZ., Nr. 878) oder noch am 24. März 1944 ebendort Felix von Lepel eine (ihm!) „unbekannte“ Dichtung erwähnen, nämlich den „Odysseus“. Und ein Dr. E. S. Müller von Mow (Salzburg) wandte sich an alle Besitzer von Wesendonck-Briefen, deren Herausgabe der Alfred Metzner-Verlag in Berlin vorbereite... Wohl lebt auch Prof. Wolfgang Goltner in Rostock noch, der einst Wagners Briefe an Mathilde so feinsinnig und aufschlußreich herausgab. — Möge Zusammenwirken möglich sein und Bissing als berufenster Kenner und Verwalter des Nachlasses seinen Vortrag zu einer vollständigen Biographie erweitern!

Karl Alfons Meyer.

Französische Werke aus der Sammlung Klosterberg.

Vor uns liegen zwei gediegene und sehr beachtenswerte Übersetzungen aus der europäischen Reihe der Sammlung Klosterberg. Zunächst: Gérard de Nerval, *Aurélia* (Übertragung und Nachwort von Friedrich Hindermann, Schwabe, Basel 1943)¹⁾, ein Werk des Reinsten unter den französischen Romantikern, das als „der von der Kunst gebändigte Traum des Wahnsinns, eine der größten Dichtertaten“ angekündigt wird. In einem Anhang folgt eine Reihe Briefe aus den Jahren geistiger Unnachtung (1841, 1853/54) an Vater, Freunde und Bekannte, nicht etwa in der Absicht, „die Dichtung durch das Leben zu erklären, was von vorneherein ein vergebliches Unternehmen wäre, sondern billigerweise, um ihr einen Spielraum zu verschaffen, in dem sie für jenen, der sich ihr zum erstenmal nähert, deutlicher sichtbar werden kann“. Diese Worte entstammen dem tiefgehenden Nachwort des Übersetzers, dessen seltener Einfühlungsgabe in den Geist und die Sprache Nervals wir vorbehaltloses Lob zollen müssen. In Nerval erleben wir den Konflikt zwischen Wirklichkeit und Traum. Wir finden einen fast tragisch zu nennenden Dualismus zwischen einem lautersten Stil, einer klarsten Schau einerseits und einem Überströmen des Traums in das wirkliche Leben andererseits. Doch der Traum wird bei Nerval zum Mittel, zum Schicksalsweg zur Erkenntnis. So ist auch der Wahn, von dem der Dichter befallen war, nach den Worten Proust's „fast nur der Punkt, an welchem die ständigen Träumereien des Dichters ins Unausprechliche eintreten. Sein Wahnsinn bildet dann gleichsam eine Fortsetzung seiner Dichtung“.

Das Drama des frühen Paul Claudel, *Die Stadt*, (Übertragung von Hans Rudolf Balmer, Schwabe, Basel 1944)²⁾ trägt die Schlagzeile: „Die Prophetie vom Zusammenbruch der alten Welt und vom Neubau der Gesellschaft“. Auch diese Nachdichtung ist eine vorzügliche Leistung, von der Wortwahl bis zum Satzbau und Rhythmus. — Die erste Fassung der „Stadt“ (1893) ist mit dem Drama „*Tête d'Or*“ (1890) zusammen der unmittelbare Ausdruck der schicksalsbestimmenden Bekehrung des Dichters zum lebendigen Katholizismus. Die zweite Fassung (1897) erschien dann in der Sammlung „*L'Arbre*“, die fünf Dramen enthält. Der Baum, als deren gemeinsames Motiv, versinnbildlicht gewissermaßen die Dichtkunst Claudels: Stamm, Äste, Zweige, Blätterwerk, alles in fest verwurzelttem Gleichgewicht, beherrscht von einer einzigen Bewegung nach oben und doch den Launen der Winde preisgegeben. In der „Stadt“ sucht der Dichter das Bild eines von aller Niedertracht befreiten und auf idealem Plan neu erbauten sozialen Lebens zu geben. Claudel malt schon in diesem Werk jene in Gott mündende und aus Gott fließende Welt des Friedens und der katholischen Herrlichkeit, die aber erst in seinen späteren Dramen ihre volle Verwirklichung findet. Doch ist dieses Buch heute von solch erschütternder Aktualität, daß wir Balmer Dank wissen müssen, es auf so meisterhafte Weise der deutschsprechenden Leserschaft nahegebracht zu haben.

Carl Theodor Gosjen.

1) *Le Rêve et la Vie. Aurélia.* — Erstmals publiziert 1855.

2) *La Ville, seconde version;* erstmals publiziert 1901.

An den Himmel geschrieben.

Aldridge ist ein Kriegsberichterstatter, der uns schmerzhaft lebendig und oft schonungslos, eine Episode des Luftkrieges erleben läßt, die wir heute schon fast vergessen haben. Es ist jene Zeit des Balkanfeldzuges, da wenige englische Piloten mit alten Flugzeugen, den damals unvergleichlich stärkeren und besser bewaffneten Luftstreitkräften Italiens und Deutschlands gegenüber standen¹⁾.

Die Haltung dieser englischen Jagdstaffel, die unter unersehblichen Verlusten bis zum letzten Piloten und letzten Flugzeug ihre Pflicht in vorbildlicher Art erfüllt, bewegt uns. Die Offenheit, mit der daneben die Führung kritisiert wird, ist erstaunlich.

Neben den, auch für den Flieger fehlerlos geschilderten und gut übersetzten Luftkampfdarstellungen, von denen besonders der Angriff auf Kreta Erwähnung verdient, läuft eine Liebesgeschichte, die das Kriegsgeschehen nicht nur unter fliegerischen, sondern, bereichert, auch unter allgemein menschlichen Aspekten erscheinen läßt.

Seinem inneren Wert nach reicht das Buch nicht an einen Hillary heran, fesselt jedoch durch die Lebendigkeit der Schilderung von Erlebtem und ist als gutes Kriegsbuch zu bezeichnen.

G. v. Meiß.

Sprachliche Modetorheiten.

Der Deutschschweizerische Sprachverein macht von Zeit zu Zeit durch kleine Publikationen auf sprachliche Eigenart und Unsitte aufmerksam. Im vorliegenden Heft setzt sich der Präsident selber in launiger Weise mit allerlei stilistischen Bedenklichkeiten auseinander, die wir täglich gedankenlos mitanhören und gar selber verwenden²⁾. Steiger ist kein engherziger Verfechter der Mundart. Er warnt vielmehr vor ihrem Gebrauch in Rede, Vortrag und Predigt, wie es in den letzten Jahren Sitte wurde. Anhand verschiedener Beispiele zeigt er, daß sie bei solchen Gelegenheiten kaum unverfälscht zur Verwendung kommt. Wenn der Deutschschweizer allzu bereitwillig die Ausdrücke seiner welschen Miteidgenossen annimmt, so scheint dem Verfasser dies nicht etwa eine Stärkung des schweizerischen Einigkeitsgefühls zu sein, sondern er schreibt es der Eitelkeit zu. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß weder der Welsche noch der Tessiner deutsche Brocken in seine Rede mische aus richtigem sprachlichen Feingefühl heraus. Die Sprache darf sich nicht abschließen gegen fremde Einflüsse und sich künstlich rein zu erhalten suchen. Andererseits soll aber das Schweizervolk nicht alles kritiklos in sein Sprachgut aufnehmen, was Modetorheit aufbringt. Wir wollen uns gerne von Steiger auffordern lassen zu „ein bißchen Besinnung, und dann ein bißchen Mut zur Einfachheit und Ehrlichkeit und Natürlichkeit, zu stärkerer Haltung auch in sprachlichen Dingen“.

M. Greiner.

Homo ludens

Noch heute trifft man an altberühmten Aussichtspunkten, wie etwa dem Rigi-Kulm oder dem Rheinfall, kleine Pavillons, aus denen man die Landschaft durch farbige Gläser ansehen kann. Die Wirkung ist, nicht nur für Kinder, überraschend, und man wird mancher Einzelheiten und Zusammenhänge gewahr, die man im Tageslicht übersehen hätte. Auch ein geistiges Panorama kann man bengalisch beleuchten und dies tut der gelehrte Huizinga, indem er seine umfassende Kenntnis der Weltgeschichte im Lichte des Spieltriebes vor uns ausbreitet. Eine Menge von scheinbar heterogenen Dingen leuchtet in derselben Farbe auf, während anderes, was sich sonst vordrängt, im Dunkel verhüllt bleibt³⁾.

Die Definition des Spieles, die erst auf Seite 171 gegeben wird, lautet: „Spiel ist eine Abmachung, innerhalb einer räumlichen und zeitlichen Begrenzung

¹⁾ James Aldridge: An den Himmel geschrieben. Roman. Steinberg-Verlag, Zürich 1944.

²⁾ August Steiger: Sprachliche Modetorheiten. Haupt, Bern 1943.

³⁾ J. Huizinga: Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelements der Kultur. Burg-Verlag, Basel 1944.

nach bestimmten Regeln in bestimmter Form etwas fertigzubringen, was die Lösung einer Spannung bewirkt und außerhalb des gewöhnlichen Verlaufes des Lebens steht". Es ist klar, daß dem Verfasser bei dieser weiten Fassung des Begriffes eine reiche Beute ins Netz kommt, welche sich von der Kaffeewijite über die Konzerte, Kriege bis in den feierlichen Gottesdienst erstreckt, denn auch der letztere verläuft nach bestimmten Regeln, bewirkt die Lösung einer Spannung und steht außerhalb der gewöhnlichen Form des Lebens. Schon Leibniz hatte dem Spiel seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, weil er überzeugt war, daß die Menschen ihm besonders viel Geist und Erfindung widmen, und er hoffte, durch dieses Studium den Grundgesetzen des Denkens auf die Spur zu kommen. Dies letztere beabsichtigt Guizinga freilich nicht, sondern als Historiker beschränkt er sich darauf, uns ein gewaltiges Tatsachenmaterial aus allen Epochen der Geschichte vorzuliegen.

Seine Beobachtungen sind scharf und überraschend. So konstatiert er, daß das Spiel stets mit Ernst gespielt wird, die Regeln sind unbedingt bindend und dulden keinen Zweifel. „Der Spieler, der sich den Regeln widersetzt, ist Spielverderber, er nimmt dem Spiel die Illusion (inlusio = Einspielung) und muß darum vernichtet werden; denn er bedroht die Spielgemeinschaft in ihrem Bestand.“ Anders der Falschspieler. „Er erkennt dem Scheine nach den Zauberkreis des Spieles immer noch an. Darum vergibt ihm die Spielgemeinschaft seine Sünde leichter als dem Spielverderber, den Apostaten, den Regern und Neuerern und den in ihrem Gewissen Gefangenen. Es kann aber sein, daß diese Spielverderber ihrerseits nun sogleich wieder eine neue Gemeinschaft mit einer neuen Spielregel bilden. Gerade die Geächteten, der Revolutionär, der Mann des geheimen Klubs, der Regler, ist außerordentlich stark im Gruppenbilden und hat dabei nahezu immer in hohem Grade spielhaften Charakter.“ Hier werden wir heute vor allem an die Partisanen denken — Guizinga's Buch ist vor dem Kriege geschrieben — und an ihre mögliche Einordnung in die Kriegsregeln.

Als besonders ergiebig für Spiel motive aller Art erweist sich das Rechtsleben aller Zeiten. Das Plaidoyer im antiken Prozeß war ein höchst grausames Spiel, dazu kommen Wettkämpfe ums Recht, Los- und Orakelspiele aller Art. In der Dichtung finden sich seit uralter Zeit die Allegorien, eine Personifizierung von Begriffen, die uns abstrakt denkenden modernen Menschen besonders schwer verständlich erscheint. Auch in der bildenden Kunst ist alles voll von Spiel motiven, aber wir möchten doch bemerken, daß die hohe Kunst das gerade Gegenteil des Spieles ist, nämlich eine Neuschöpfung von Regeln. Ihr Schöpfer gehört unter allen Umständen zu den Spielverderbern und macht sich unbeliebt. Dasselbe gilt auch von den Wissenschaften. Eine wissenschaftliche Organisation verfällt dem Spiel, nach der obigen Definition, aber die eigentlichen Leistungen können auf diesem Wege nicht erzwungen werden. Die Regel heißt stets: Halte dich frei von den Regeln und erkenne sie. Gerade hierzu wird das vorliegende Buch wertvolle Hilfe bringen.

Viel zu wenig geht der Verfasser auf die nahe Verwandtschaft des Spieles mit der Grausamkeit ein, wenn er sie auch gelegentlich streift. Wenn das Spiel über einen Menschen Macht erhält, so ist dies, nach einem Ausdruck von Bergson, *du mécanique placqué sur du vivant*. Der Mensch, der in seinem Spiel aufgeht, ist passiv und daher kein vollständiger, seiner selbst mächtiger Mensch mehr. Wird er aber gezwungen, zu spielen, so ist er in einer peinlichen Lage. Der Leser fühlt daher eine gewisse Erleichterung, wenn der Verfasser am Schlusse feststellt, daß da, wo die Güte, das Erbarmen und Vergeben spricht, das Spiel seine Macht verloren hat.

Andreas Speiser.

Festgabe Hans Rabholz¹⁾

Dem trefflichen Gelehrten ist zu seinem siebenzigsten Geburtstag von einem ansehnlichen Teil seiner zahlreichen Freunde und Schüler eine kleine, aber gehaltvolle Denkschrift gewidmet worden. Staatsarchivar Bruno Meyer hebt denn auch in schlichten Worten die Verdienste des vielseitig interessierten Mannes hervor.

¹⁾ Festgabe Hans Rabholz zum siebenzigsten Geburtstag. Sauerländer, Aarau 1944.

Anschließend bringt eine Reihe von Aufsätzen den Beweis, daß all die Liebe, Hingabe und Ausdauer, mit der Hans Rabholz an der Universität Zürich gewirkt hat, tatsächlich auf fruchtbaren Boden gefallen ist und zeigt gleichzeitig, daß sein geistiges Erbe von seinen Schülern aufgenommen worden ist und weitergetragen wird. Die Themen berühren ja vor allem die schweizerische Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte sowie die Diplomatie, also Gebiete, mit denen sich Rabholz besonders befaßte.

So zeigt Elisabeth Meyer-Martaler in ihrem aufschlußreichen Aufsatz „Zur Frühgeschichte der Frauenklöster im Bistum Chur“, die Entwicklung der drei wahrscheinlich ehemaligen Benediktinerabteien Impedinis, Ravis und Schänis, von denen Schänis allein zuletzt eigene Immunität und Abtissinnenwahl erlangte. Alle drei Klöster wurden auch von der Reformbewegung im 12. Jahrhundert ergriffen und der Augustinerregel unterworfen. Interessant ist, daß diese Reform relativ spät durchgeführt wurde, obwohl die Diözese Chur sicher rege Beziehungen mit Einsiedeln und auch mit Cluny unterhielt.

Ein kurzer, wenngleich prägnanter Abriss stammt aus der Feder von Privatdozent Dietrich W. H. Schwarz und bringt endlich Klarheit in die „Anfänge des Klosters Wagenhausen“, das zu Allerheiligen in Schaffhausen gehörte. Deutlich zeigen sich die Übelstände, die aus dem Investiturstreit sich ergeben mußten.

Ausführlicher und weitgreifender ist die Abhandlung Alfred Schmid's zur „Überlieferung der schwäbischen und elsässischen Privaturkunde im Hochmittelalter“. Dabei zeigt sich, daß im heutigen schweizerischen Mittelland die Urkunden erst seit dem 12. Jahrhundert an Zahl gewannen, daneben aber sehr uneinheitlich waren, während die oberheinischen Gebiete und das Elsaß sich bereits im 11. Jahrhundert als wesentlich fortschrittlicher erwiesen. Blieb der Bestand an Urkunden bis ins 16. Jahrhundert weitgehend beieinander, so wurde er im bewegten 17. Jahrhundert und zur Zeit der Revolution stark dezimiert, und auch die großen Umschichtungen anfangs des 19. Jahrhunderts und anlässlich der Klosteraufhebung in der Schweiz, setzten ihm arg zu.

Von äußerster Sorgfalt und großer Sachkenntnis zeugen die „Untersuchungen zur Gütergeschichte des Klosters Einsiedeln vom 10.—14. Jahrhundert“. Paul Kläui zeigt, daß der Hauptteil der klösterlichen Besitzungen aus der Gründungszeit und unmittelbar darnach stammte. War dieser Besitz bis ins 12. Jahrhundert weitgedehnt, so wurden die entfernten Gebiete im Breisgau, im Linzgau usw. im 13. und vollends im 14. Jahrhundert abgestoßen und es erfolgte eine bewußte Konzentration der Ländereien. Übersichtstafeln und Karten bereichern die Arbeit wesentlich.

Nicht uninteressant sind auch die Ausführungen von Eugen Bürgisser über den „Besitz des Klosters Muri in Unterwalden“. Vor allem wird darauf hingewiesen, daß die Grundherrschaft des Klosters von den Habsburgern systematisch aufgekauft wurde, und daß diese Vernichtung geistlicher Grundherrschaften von verschiedenen Dynastengeschlechtern ausging und nicht ihren Grund in der eidgenössischen Freiheitsbewegung fand.

Von besonderen Kenntnissen zeugt der Aufsatz von Staatsarchivar Bruno Meyer, „Die Durchsetzung eidgenössischen Rechtes im Thurgau“. Er geht aus von einer kritischen Untersuchung des Huldigungseides, welchen die Thurgauer dem eidgenössischen Landvogt schwören mußten. Die Eidgenossen trafen eigenartig verzwickte Rechtsverhältnisse an, konnten aber doch nach heftigen Widerständen den Untertanen die eidliche Anerkennung eidgenössischen Rechtes aufzwingen und auf diese Weise den Thurgau für ihre Bedürfnisse zu einer brauchbaren Einheit zusammenschweißen.

Die Aufsatzreihe beschließt Hans Erb mit einer Charakterisierung des Zuger Ammanns Werner Steiner. Steiner lebte in einer dem tüchtigen Draufgänger günstig gesinnten Zeit. Deswegen gelang es dem Zuger auch, sich als Söldnerführer und Politiker hervorzutun, stand doch die Eidgenossenschaft gerade damals auf ihrem militärischen Höhepunkt und versuchte auch als Großmacht eine Rolle zu spielen. Die lobenden Worte, welche Steiner von seinem Landsmann Zurlauben gewidmet sind, dürften etwas zu wohlklingend ausgefallen sein.

Die große Bibliographie von Hans Rabholz, zusammengestellt durch das Staatsarchiv Zürich, beschließt die inhaltreiche Schrift. Hugo Schneider.

Krise und Aufbau

Je weiter das gegenwärtige Kriegsgeschehen um sich greift, desto eindringlicher erheben sich Stimmen, die in ihm nicht nur ein rein politisch-wirtschaftliches Ereignis sehen, sondern das Anzeichen einer akuten Krise der menschlichen Existenz in ihrer ganzen Tiefe.

„Abendländische Wandlung“ nennt J. Gebser seinen Abriß der Ergebnisse moderner Forschung in Physik, Biologie und Psychologie (Dprecht, Zürich 1943). Drei Kernfragen unserer Zeit sollen in diesem Buch beantwortet werden: „Welches ist die geistige Situation Europas? Hat dieser Erdteil eine Zukunft? Und welches sind die Grundlagen dieser Zukunft?“ Gebser, der bisher als Dichter und Literaturhistoriker hervorgetreten ist, nimmt sein Thema mit beneidenswerter Unbefangenheit in Angriff. Er orientiert den Leser über den gegenwärtigen Stand der naturwissenschaftlichen und psychologischen Forschung anhand mehr oder weniger umfangreicher Auszüge aus bedeutenden Fachschriften, wobei er auch Randgebiete, wie Astrologie, Telepathie und Harmonik, ausgiebig berücksichtigt. Drei Zwischenbilanzen, eine Zusammenfassung und ein Ausblick fügen dann die verwirrende Fülle von Einzelstatistiken zu einem Gesamtbild von bemerkenswerter Geschlossenheit und sollen zugleich eine Antwort auf jene drei Grundfragen geben. Erfüllt von einem unerwütterlichen Glauben an die Leistungsfähigkeit der menschlichen Erkenntnis, entwirft Gebser den Grundriß einer modernen Enzyklopädie der „positiven“ Tatsachenwissenschaften. Sein Bemühen geht dahin, durchaus im Sinne der französischen Enzyklopädisten aus der Aufklärungszeit, nicht bei den theoretischen Forschungsstatistiken stehen zu bleiben, sondern aus ihnen praktische Folgerungen für das Alltagsleben zu ziehen. Dadurch gewinnt sein Referat an Anschaulichkeit und Aktualität. Zugleich werden aber auch gewisse Lücken sichtbar, die den problematischen Charakter des ganzen Unternehmens offenbaren. Vergleicht man Gebser's Übersicht etwa mit dem bekannten Standardwerk von Bernhard Bavink, „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften“, das demnächst in achter Auflage herauskommt, so fällt die stilisierende Vereinfachung der verwickeltesten, durchaus nicht widerspruchsfreien Situation in der einzelwissenschaftlichen Forschung besonders auf. Was man aber bei Gebser vor allem vermißt, ist die Frage nach den philosophisch-geistesgeschichtlichen Voraussetzungen, die den „Tatsachen“ der modernen Einzelwissenschaften zugrundeliegen. Um diese Voraussetzungen tobt aber gerade heute der Meinungsstreit heftiger als je. Läßt sich die gegenwärtige Krise des Abendlandes wirklich auffassen als Kluft zwischen einigen „ausschlaggebenden Grunderkenntnissen“ und ihrer mangelhaften Verwirklichung in der Praxis? Gebser glaubte vier solche grundlegenden Erkenntnisse gefunden zu haben: „Überwindung der Zeit, Relativität, Auflösung der Gegensätze und sprunghafte Entwicklung“. Er will daraus die praktischen Konsequenzen ziehen: „Bildung einer höheren (oder tieferen) Einheit, Bewußtwerdung von bisher Unbewußtem, Entmaterialisierung und Zuwendung zu den Gegebenheiten des Herzens, innerste Anerkennung der Notwendigkeit einer religiösen Ergänzung der verstandesmäßigen Erkenntnis“. Hat er damit tatsächlich die Grundlagen der europäischen Zukunft gefunden?

In ganz anderer Weise sieht Hans Zbinden die kritische Situation der Gegenwart. (Die Moralkrise des Abendlandes, 3. Aufl., Lang, Bern 1943). Die Krise erscheint ihm als eine allgemeinmenschliche Tatsache, die primär nicht in der intellektuellen Sphäre beheimatet ist und daher auch von dort her nicht gelöst werden kann. Zbinden erkennt den eigentlichen Krisenherd im menschlichen Gewissen oder besser ausgedrückt in der Gewissenlosigkeit des modernen Abendlandes. Nur ein grundlegender Gewissenswandel, der mit bloßem Wissen nichts oder doch nur sehr wenig zu tun hat, kann uns vor dem Absturz in den Abgrund retten. Zbinden stellt die dringlichen Fragen: „Kraft welchen Glaubens, kraft welcher Geisteskräfte soll die Krise überwunden, soll ein neues geistiges und soziales Fundament des Völkerlebens geschaffen werden? Besitzen wir heute überhaupt die Vorbilder, die moralischen, religiösen Werte, die noch imstande wären, Kräfte einer geistigen und sozialen Neugestaltung zu wecken, sie zu schöpferischer Entfaltung zu bringen? . . . Warum haben die bisher gepredigten Ideale die Menschen nicht stärker zu wandeln vermocht?“ Die Annahme ist nicht von der Hand

zu weisen, „daß die bisherigen Vorbilder und Gebote der Moral, des Glaubens die Schuld teilweise selbst tragen an dem geringen Erfolg, der ihrem Einflusse beschieden war . . .“ Die ethisch-moralische Reform verdichtet sich damit zu einem pädagogischen Programm, zu dessen Verwirklichung jeder einzelne an seinem Platz aufgerufen wird. Es geht darum, „die Verantwortung und Liebe für die schöpferischen Züge eines jeden Menschen und ganz besonders der überragenden Geistesstufen zu vertiefen. Eine leidenschaftliche Hingabe wecken für alles, was die Vollkommenheit dieser Anlagen und ihres Wertes für die Gesamtheit begünstigt . . . Nicht mehr soll es fortan heißen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Sondern das Gebot wird lauten: Liebe die geistige Vervollkommenheit aller Menschheitskräfte mehr als alles andere, als dich und dein Leben.“

Es hält schwer, an diesen Postulaten einer idealistisch-humanitären Gesinnung Kritik zu üben. Und doch müssen wir uns daran erinnern, daß schon Kant in seiner Anthropologie vor einer Überschätzung der schöpferischen Kräfte im Menschen ausdrücklich gewarnt hat. Könnte es sich nicht gerade darum handeln, die schöpferischen Kräfte des abendländischen Menschen zu zügeln, auf daß nicht in eins mit ihrer kultur-schöpferischen Entfaltung auch das dämonisch-prometheische Element weiter um sich greife? Überschreitet nicht schon der theoretische Entwurf eines universellen Erziehungsprogrammes für die kommenden Generationen, rein aus der Reflexion über die bisherige Entwicklung der abendländischen Menschheit, die Kompetenz der menschlichen Vernunft? Zbinden ist sich dieser Gefahr durchaus bewußt, stellt er doch abschließend fest, daß die von ihm postulierte moralische Neuorientierung nur den einen Pfeiler des kommenden Aufbaues darstelle. „Ein neu-gestifteter Glaube, errichtet auf einer inneren Einheit von Glauben und Wissen“, muß als zweiter Pfeiler den abendländischen Neubau tragen. Ob diese Einheit von Glauben und Wissen überhaupt gefordert werden darf, vor allem aber, ob sie durch das Mittel reflektierender Einsicht errungen werden kann, ohne daß der Mensch seinen Kompetenzbereich überschreitet, diese wichtigste Schicksalsfrage des Abendlandes bleibt bei Zbinden offen.

Donald Brinkmann.

Aus der Arbeit der protestantischen Theologie

In seinem Werk: *Der Mensch im Widerspruch*, Zwingli-Verlag, Zürich (3. Auflage 1941), greift Emil Brunner die Aufgabe einer theologischen Anthropologie auf. Die Frage: „Was ist der Mensch“ gehört eng zusammen mit der Gottesfrage und kann nur von ihr aus befriedigend gelöst werden. Brunners Absicht ist es denn auch, das Rätsel Mensch so zu sehen, wie es sich in der Bibel darstellt. Der Mensch — auch der ungläubige — ist nicht einfach gottlos, sondern steht in einer durch die Sünde verkehrten Beziehung zu seinem Schöpfer. Er ist im Widerspruch zu Gott und darum auch im Widerspruch zu sich selbst. Dieser Widerspruch manifestiert sich im persönlichen Leben wie in den Sozietäten. Darum bringt Brunner nicht nur die bisher immer unzulänglich dargestellte Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen, nicht nur die uralten Menschheitsfragen von Freiheit und Unfreiheit, von Individualität und Charakter, von Leib und Seele zur Sprache, sondern auch die Beziehungen von Mann und Frau, die Stellung des Menschen im Kosmos, in der Geschichte und in der Zeitlichkeit. Was Brunner hierüber zu sagen hat, ist überaus eindrucklich und lohnt ein eingehendes Studium. Uns will freilich scheinen, daß in dieser sorgfältigen und umsichtigen Arbeit noch etwelche Problemkreise einer endgültigen Abklärung harren. So ist Brunners Darstellung der Lehre von der *Imago Dei* trotz ihres Gegensatzes zur durchaus ungenügenden Fassung der Reformatoren nicht weit von Luther entfernt und bringt darum die alten Mängel doch wieder — allerdings abgeschwächt — zum Vorschein. Aber das Problem ist in allen seinen Dimensionen gesehen und dürfte auf die theologische Arbeit sehr befruchtend wirken. — *Der Streit aller Menschen um Gott* von J. J. Kindt, Haupt, Bern 1943, ist ein bemerkenswerter Versuch, die in Theologie und Philosophie sich findenden Ansichten über die Gott-Mensch-Beziehung zu katalogisieren und in einer Systematik zu ordnen. Der Autor tut dies nicht im Sinn eines historisch orientierten Betrachters, sondern eher im Sinn eines in großen Zügen denkenden Programmierers, der hinter jeder „Rede über Gott“ ein zwar berechtigtes Anliegen, aber im Grunde

doch eine unheilvolle Verfehrung der allein möglichen Beziehung zwischen Mensch und Gott sieht. Rindt möchte im Namen einer reichlich in Dunkel gehüllten kommenden Jugend alles Reden über Gott ersetzen durch ein Reden an Gott. Man anerkennt gerne den Wahrheitskern einer solchen Forderung, muß aber den Verfasser fragen, wie denn ein menschliches Reden zu Gott möglich sei, ohne daß das Reden Gottes zum Menschen, die Offenbarung, ernstgenommen wird. — Robert Roetschi gibt in seinem Buch *Humanität und Idealismus*, Haupt, Bern 1943, den Aufriß einer philosophischen Rechtfertigung der religiösen Weltanschauung. Grundsätzlich hat der christliche Glaube eine solche Rechtfertigung von Seiten der radikalen Erkenntnis Kritik nicht nötig, und der Versuch kann nur gelingen um den Preis eines Mißverständnisses der Offenbarung Gottes. Roetschi muß darum den christlichen Glauben, dessen Wesen er in Humanität und Idealismus, in einer „Gottnaturmystik“, sieht, zwar als Vollendung der andern Religionen, aber doch in einer Linie mit ihnen sehen. Die Internation des Wortes Gottes ist zu einer Idee verdünnt und als geschichtliches Faktum — und gerade als solches ist sie dem christlichen Glauben wesentlich — vollständig übergegangen. Was der Verfasser mit einem großen Aufwand an kritischer Gelehrsamkeit erarbeitet, ist jedenfalls nicht die philosophische Untermauerung einer christlichen, sondern einer etwas unbestimmten allgemein religiösen Weltanschauung.

Ebenfalls bei Haupt ist Martin Werners großangelegtes und aufsehenerregendes Werk *Die Entstehung des christlichen Dogmas* erschienen. In problemgeschichtlicher Darstellung behandelt der Autor die Entwicklung der urchristlichen Lehre im Zeitalter des Frühkatholizismus. Werner geht von der sogenannten konsequenten Eschatologie aus, die in der Erwartung des nahen Weltendes und der baldigen Wiedertunft des Menschensohnes das treibende Motiv der Botschaft Jesu und der Apostel erblickt. Die ganze Entwicklung des frühchristlichen Dogmas ist nun nach Werner durch zwei große Aporien bestimmt, die innerlich miteinander zusammenhängen: Einmal mußte die werdende Kirche, da das Weltende nicht eintrat und der alte Leon weiterdauerte, notwendigerweise einen fundamentalen Umbau der ganzen Lehre vornehmen. Sodann mußte die von Werner entdeckte, aber sehr problematische Lehre vom Christus angelus, die in Christus ein höheres Engelwesen gesehen haben soll, zum Dogma der Gottheit Christi umgestaltet werden. Wir halten diese zwei Grundthesen Werners zum mindesten für einseitig und allzu schematisch, möchten aber dankbar anerkennen, daß in diesem Werk eine Fülle von Quellenmaterial z. T. erstmals zu einer interessanten problemgeschichtlichen Darstellung verarbeitet worden ist. — Eine eingehende, scharfe Kritik an Werners These von der Engelchristologie bietet Wilhelm Michaelis in seinem Buch *Zur Engelchristologie im Urchristentum*, Heinrich Majer, Basel. Michaelis prüft sorgfältig die von Werner für das Vorhandensein einer Engelchristologie namhaft gemachten Belege aus der spätjüdischen Apokalypstik, dem Neuen Testament und der alten Kirche. Nirgends findet sich eine solche Christusfassung, außer bei einigen gnostischen Theologen, die von der Kirche jedoch eindeutig als häretisch abgewiesen worden sind. Nicht einmal Werners große Entdeckung, daß es sich beim Arianismus des 4. Jahrhunderts um eine letzte Auseinandersetzung der Engelchristologie mit der großkirchlichen Auffassung handle, läßt sich auf Grund der Quellenbelege halten. Man ist Michaelis für seine klar gegliederte und leicht lesbare Darstellung dankbar. Sie ermöglicht es auch dem Nicht-Fachmann, sich über die von Werner mit großer Emphase vorgetragene These ein Urteil zu bilden. — Ebenfalls von Wilhelm Michaelis stammt das bei Heinrich Majer, 1944 erschienene Buch *Die Erscheinungen des Auferstandenen*. Der Berner Neutestamentler verfolgt hier die Absicht, dem deutschchristlichen Theologen Emanuel Hirsch entgegenzutreten, der in einer 1940 herausgegebenen Arbeit die Ostererzählungen des Neuen Testaments als Verderbnis des ältesten Osterglaubens bezeichnet und die Erscheinungen des auferstandenen Christus aus der visionären Veranlagung des Petrus abgeleitet hatte. Michaelis weist die Unhaltbarkeit dieser These überzeugend nach und versucht nun seinerseits, Licht in den durch die Osterberichte aufgeworfenen Fragenkomplex zu bringen. Wichtig ist vor allem der gelungene Nachweis, daß das Neue Testament alle Schauungen des Auferstandenen als direkt vom Himmel her geschehen betrachtet, und daß den Osterberichten die Vorstellung eines Zwischen Ostern und Himmel-

fahrt irgendwo auf Erden weilenden lebendigen Christus fern liegt. Nicht unmöglich, aber einer eingehenden Überprüfung bedürftig ist die Behauptung des Autors, daß bei den Erscheinungen des Auferstandenen das Sehen keine oder doch nur eine untergeordnete Rolle spielte, da der Begriff „ophthe“ (er erschien, ließ sich sehen) kein Verb der visuellen Wahrnehmung, sondern ein Offenbarungsterminus sei. Die verdienstvolle Schrift von Michaelis hat jedoch die Forschung in einigen Punkten weitergeführt und verdient darum große Beachtung. — Der Basler Neutestamentler Oscar Cullmann unternimmt in seiner kleinen Schrift *Urchristentum und Gottesdienst*, Majer, Basel 1944, den Versuch, die Stellung abzuklären, die die Sakramente in den urchristlichen Gemeindeversammlungen einnahmen. Er kommt zum Schluß, daß der ganze Gottesdienst auf die Mahlfeier hin angelegt sei und in ihr seinen Höhepunkt finde, da die Mahlfeier (Eucharistie) eine Vorwegnahme der eschatologischen Gegenwart Christi bei seiner Gemeinde darstelle. Das alles ist richtig gesehen. Hingegen ist zu fragen, ob wirklich im Johannesevangelium die Sakramente eine so zentrale Stellung einnehmen, wie Cullmann dies behauptet. Es ist jedoch sehr verdankenswert, daß der Autor diese Frage, die einer weiteren Abklärung bedarf, erneut zur Diskussion gestellt hat. — Im Zusammenhang mit der vorerwähnten Schrift ist die ebenfalls bei Majer, Basel 1943, erschienene Broschüre Ernst Gauglers, *Das Abendmahl im Neuen Testament* sehr lesenswert. Der Verfasser untersucht in einer allgemein verständlichen, aber sehr sorgfältigen Studie den Sinn der Einsetzungsworte und kommt zum Schluß, daß es sich im Abendmahl zunächst um ein Doppelgleichnis handle. Es will aber auch die Gemeinde auffordern, sich die Wirkung des lebenspendenden Todes Jesu zu eigen zu machen. Richtigerweise legt Gaugler großes Gewicht auf den eschatologischen Sinn des Abendmahles, der in allen neutestamentlichen Texten im Hinweis auf das messianische Mahl deutlich vorhanden, aber unserem Bewußtsein fast ganz verschwunden ist. Jeder, dem das Abendmahl ein unverstandener Brauch geworden ist, wird Gauglers Studie mit großem Gewinn lesen. —

Gerhard Ritter umreißt in seinem Buch *Luther, Bruckmann*, München 1943, Gestalt und Tat des deutschen Reformators. Hier schreibt ein Historiker, dem nicht in erster Linie die Theologie Luthers am Herzen liegt, sondern seine energiegeladene Persönlichkeit als Symbol deutschen Geistes. Das Bemühen, diese Seite Luthers zur Darstellung zu bringen, gipfelt in der These: „Luther ist wir selber, der ewig Deutsche“. Unter diesem Gesichtswinkel gelingt Ritter ein sprachlich fein geschliffenes und darstellerisch packendes Charakterbild Luthers. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß Ritter der Gefahr erliegt, den Reformator allzu sehr als deutschen Heroen zu zeichnen. Dies hindert den Verfasser auch, dem schweizerischen Reformator Zwingli — trotz aller freundlichen Würdigung seiner Gestalt — volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein Mangel, der den meisten Monographien über Luther anhaftet. —

Unter dem Titel *Der Gottesbund* veröffentlicht Bruno Balsheit im Zwingli-Verlag, Zürich 1943, eine Einführung ins Alte Testament. Das klar geschriebene Werk füllt eine seit langem empfundene Lücke aus, indem es unter dem Zentralgedanken des Gottesbundes eine gute Übersicht über Inhalt und geschichtlichen Hintergrund sämtlicher Bücher des Alten Testaments gibt. Da Balsheit seine Arbeit auf dem neuesten Stand der Forschung aufbaut, wird besonders auch das Zeugnis der Propheten ins rechte Licht gerückt. — Leonhard Ragaz bietet in seinem Buch *Die Gleichnisse Jesu*, Lang, Bern 1944, die Auslegung der Gleichnisreden in der Weise, daß er überall und etwas einseitig ihren sozialen, revolutionären Sinn aufzuzeigen versucht. Die traditionelle Exegese hat nach der Meinung des Verfassers über diesen tiefsten Sinn fast ganz hinweggesehen. Es ist nicht zu leugnen, daß Ragaz mancher Gleichnisrede Jesu einen neuen Aspekt abgewinnt und gerade dadurch auf seine Leser auf-rüttelnd wirkt. Die äußere Form seiner Darlegungen (Frage und Antwort in der Art eines Katechismus) wirkt sehr lebendig und läßt beim Leser keine Ermüdung aufkommen. Das ganze Buch ist durchpulst von einer leidenschaftlichen Liebe zum Reiche Gottes, das Ragaz im Anbruch, ja schon in teilweiser Verwirklichung sieht. Wir möchten ihm trotz seiner Einseitigkeiten — die Kirche erscheint in einem gar zu erbärmlichen Licht — recht viele Leser wünschen. — Ganz anders legt Eduard

Thurneysen den Brief des Paulus an die Philipper aus, Reinhardt, Basel 1943. Diese Auslegung, obwohl aus Predigten herausgewachsen, vermeidet in Form und Sprache alles Rhetorische und persönlich Angriffige. Aber gerade dadurch, daß sich Thurneysen bemüht, schlicht und einfach die Botschaft des Paulus an die ihm besonders eng verbundene Gemeinde in Philippi nachzusprechen, wird die Auslegung kristallklar und hell. Der Verfasser trifft den ganzen Tenor dieses Paulusbriefes auszeichnet: die Freude des Apostels auch in seiner Gefangenschaft in Rom, die Herzlichkeit des Tones und nicht zuletzt das tiefe Wissen um das „In Christus sein“, das alles wird von Thurneysen sehr gut erfaßt und wiedergegeben. Es ist uns hier ein Buch geschenkt, das im wahrsten Sinn des Wortes zur Auserbauung der Gemeinde dienen kann. —

Außerordentlich spannend liest sich das Buch von J. G. H. Hoffmann: Die Kirche lebt und ergibt sich nicht, Gottlieb-Verlag, Zürich 1943. Der Verfasser, dessen Werk von E. Forcart-Respinger ins Deutsche übersetzt wurde, ist Pfarrer an der französischen Kirche in Stockholm. Mit großem Verständnis, das nur einer zeigen kann, der aus eigener Anschauung mit den für uns Zentraleuropäer oft undurchsichtigen Verhältnissen vertraut ist, zeichnet er den dornenvollen Weg, den die Kirche in den skandinavischen Ländern zu gehen hat. Ob es sich um den russisch-finnischen Winterkrieg 1939/40 handelt oder um den Kampf, in den die Kirche durch die Machtübernahme Quislings in Norwegen geführt worden ist: überall leuchtet die Treue der Kirche gegenüber ihrem Herrn durch. Ein den aktuellen Vorgängen beigegebener Abriss der Kirchengeschichte der nordischen Länder trägt wesentlich zum Verständnis der Lage bei, in der sich die Kirchen heute befinden. Die Darstellung spricht darum die kirchlich, historisch und politisch interessierten Kreise gleicherweise an. — Im Anschluß an eine Denkschrift des ökumenischen Rates der Kirchen referiert Hans Klee über den Beitrag der Kirchen zur Nachkriegsplanung, Polygraphischer Verlag, Zürich 1943. Daraus geht hervor, daß sich die Kirchen der Welt über die großen Grundlinien einer Nachkriegsordnung weitgehend einig sind, daß aber im einzelnen über Mittel und Wege, die zu einem gerechten und dauerhaften Frieden führen sollen, noch sehr verschiedene, zum Teil auch national gefärbte Meinungen vertreten werden. —

Der Verlag Rascher, Zürich, gibt unter dem Titel „Stimmen zum Auf-
trag unserer Zeit“ eine Schriftenreihe heraus, deren Mitarbeiter zu den aktuellen geistigen Problemen der Schweiz Stellung nehmen. Als Heft 2 dieser Reihe ist erschienen: Rudolf Grob: Schlagwort oder Glaube (1944). Der Autor wendet sich mit seiner temperamentvollen Feder gegen die Vermischung von kirchlicher Verkündigung mit weltanschaulichen und parteipolitischen Ideologien. Er sieht hierin eine enorme Gefahr für die Kirche. Es ist nicht zu leugnen, daß überall, wo die Kirche oder ihre beauftragten Verkündiger die Stimme zu politischen und wirtschaftlichen Problemen erheben, diese Gefahr tatsächlich besteht. Aber um ihretwillen das kirchliche Wächteramt neutralisieren, hieße, das Kind mit dem Bade ausschütten und läge jedenfalls gar nicht in der Linie der zürcherischen Reformation Zwinglis. Grob rechtfertigt seine strikte Trennung von Evangelium und Politik mit der Haltung des Neuen Testaments, das Wichtigeres zu tun habe, als die sozialen und politischen Verhältnisse umzustürzen oder doch zu reformieren. Er stellt aber dabei die Tatsache nicht genügend in Rechnung, daß Jesus und die Apostel eine verschwindende, für das Ganze des römischen Weltreiches völlig bedeutungslose Minderheit darstellten, und daß wir heute den Verhältnissen, wie sie das Alte Testament vor Augen hat, bedeutend näherstehen, indem nämlich die überwiegende Mehrheit unseres Volkes durch die Taufe zum Bunde Gottes gehört und darauf zu beharren ist. Von dieser Tatsache aus müßte nach unserer Auffassung anders geredet werden, als Grob es tut. Die Schrift ist aber dadurch bedeutungsvoll, daß sie wieder einmal die Gefahr umevangelischen Politisierens namhaft macht und klar und deutlich die Haltung weiter kirchlicher Kreise wiedergibt. — Das Heft 4 der oben genannten Reihe hat Edgar Schumacher zum Verfasser und trägt den Titel Religiöse Grundlagen des Soldatischen (1944). Der bekannte Militärschriftsteller unternimmt es, in einer Analyse der beiden Begriffe des Religiösen und Soldatischen die Affinität des Glaubens mit der Wirklichkeit und jeelischen Haltung des Soldaten aufzuzeigen. Er stützt sich dabei vor allem auf die neutestamentlichen Begriffe „Kampf, Streiter, Waffen-

rüstung, Hingabe“ u. a., die in der Tat der Sphäre des Soldaten entnommen sind und die in bildhafter Weise das Verständnis des Christen zu seinem erhöhten Herrn umschreiben. Schumacher schließt nun aus dem Vorhandensein dieser neutestamentlichen Terminologie auf die enge Verwandtschaft zwischen der seelischen Haltung des Soldaten und des echten Gläubigen und bezeichnet den religiösen Pazifismus als den antiquiertesten aller Pazifismen. Dieses Urteil ist jedoch nur dann möglich, wenn die Glaubenshaltung des Menschen in einer allgemeinen Religiosität und nicht in der verpflichtenden Offenbarung Gottes begründet wird. Darin liegt der Irrtum der im übrigen gediegenen und lesenswerten Ausführungen Schumachers. —

Rudolf Müller läßt im Buhl-Verlag, Herrliberg 1943, ein Bändchen „Geistliche Reden“ erscheinen. Die über die einzelnen Betrachtungen gesetzten Bibelworte bleiben nur Motto, unter dem eine ausgesprochene Natur-, Boden- und Heimatmythik vertreten wird. In seiner feinempfundenen, anschaulichen und bildhaften Sprache ist das Büchlein jedoch ein Meisterwerk. —

Der Flüchtlingspfarrer Paul Vogt veröffentlicht im Verlag Drecht, Zürich 1944, unter dem Titel Stimmen aus Not und Rettung eine Sammlung von Berichten über Flüchtlingschicksale. Man kann diese aus unmittelbarem Erleben heraus geschriebenen Schilderungen nicht ohne Erschütterung lesen. Gerade weil jedes Haschen nach Sensation und jeder Appell an die Rachegefühle vermieden ist, wirkt die Broschüre tief menschlich. Sie ist ein kräftiges Zeugnis für Gottes Barmherzigkeit, die über diesen armen Menschen gewaltet hat. Alle Berichte, so verschiedene Menschen und Schicksale sie auch widerpiegeln, sind sich in diesem Punkte einig, sodaß das Büchlein für die Gemeinde, die betend und helfend hinter den Flüchtlingen steht, eine große Stärkung bedeutet. —

Anhangsweise möchten wir noch die Internationale kirchliche Zeitschrift erwähnen, die halbjährlich bei Stämpfli in Bern erscheint. Sie dient in erster Linie der christkatholischen Kirche, enthält aber Beiträge, die auch der Beachtung durch weitere Kreise wert sind, so etwa Bulgakows Aufsatz: „Dogma und Dogmatik“, Spulers ausgezeichnete Übersicht über die orthodoxen Kirchen der Gegenwart, die durch das Geschehen im Osten wieder in das Blickfeld der europäischen Christenheit gerückt sind, oder Leo Webers aktuelle Abhandlung „Christentum und Bildung“, alle veröffentlicht im Jahrgang 1943.

Edwin Rünzli.

Finanzielle und wirtschaftliche Probleme

Kriegsgewinnsteuerrecht.

Aktuelle Fragen des Kriegsgewinnsteuerrechts behandelt Dr. iur. Hans Herold in einem kleinen Bändchen, das der Verlag für Recht und Gesellschaft in Basel 1943 herausgegeben hat. Im Kapitel über Bilanz und Steuern stellt der Verfasser Betrachtungen an über die steuerrechtlichen Möglichkeiten, dem befürchteten Preiszerfall Rechnung zu tragen. In diesem Zusammenhang betont er, daß Steuerbilanzen durchaus nichts Unrühiges zu haben brauchen, sondern in der Regel schon deshalb geboten sind, weil Steuern oft nicht als Unkosten behandelt werden dürfen. Im Abschnitt über die kriegswirtschaftlichen Zwecken dienenden Neuanlagen gibt Herold als Mittel der staatlichen Produktionslenkung der Steuererleichterung gegen den direkten Staatssubventionen entschieden den Vorzug. Die zulässigen Abzüge für Wohlfahrtsaufwendungen sind nach dem Bundesratsbeschluß vom 18. November 1941 insofern anders geregelt als im Kriegsgewinnsteuerbeschluß vom 18. September 1916, als es nicht mehr möglich ist, den gesamten Kriegsgewinn betriebseigenen Wohlfahrtszwecken zuzuführen. Obwohl die Sozialpolitik heute viel mehr im Vordergrund steht als während des ersten Weltkrieges, hat sich der Bundesrat doch veranlaßt gesehen, der Fürsorge des Unternehmers für seine Betriebsangehörigen eine verhältnismäßig tief gehaltene obere Grenze zu setzen. Zum Schluß der an Einzelheiten und Hinweisen reichen Darstellung gibt der Verfasser einen Überblick über die finanzpolitische Bedeutung der Kriegsgewinnsteuer und betont, daß es zu den schwierigsten Problemen der innern Wirtschaftspolitik gehört, „die gesunden Tendenzen der privaten Reservenbildung mit dem Gebot der Niedrighaltung der Preise in Einklang zu bringen“. Aufschluß-

reich ist die Feststellung, daß das jetzige Kriegsgewinnsteuerrecht im Gegensatz zu dem des letzten Krieges der fortschreitenden Teuerung und der Geldentwertung noch nicht Rechnung getragen hat, daß vielmehr die ab 1941 eingeführten Verschärfungen den Pflichtigen neben Teuerung und Geldentwertung treffen.

Der Weg der deutschen Industrie.

Ein aufschlußreiches Buch, das auf die Stufe der Veröffentlichungen Walter Rathenau's gestellt werden kann, hat der Wirtschaftsredaktor der früheren „Frankfurter Zeitung“ Erich Welter unter dem Titel „Der Weg der deutschen Industrie“ (Societätsverlag Frankfurt a. M. 1943) geschrieben. Sein Werk nennt er eine Tatbestandsaufnahme und einen Deutungsversuch. Er macht es sich zur Aufgabe, die Grundlage der Entwicklung darzustellen, welche die deutsche Industrie im letzten Jahrzehnt in politischer, organisatorischer, fabrikationstechnischer, räumlicher und sozialer Hinsicht genommen hat. Die Darstellung ist vorbildlich, streng sachlich und gibt ohne jede Leidenschaftlichkeit und ohne tendenziöse Nebenabsichten über Erscheinungen und Zusammenhänge struktureller Art Aufschlüsse. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß der Verfasser lediglich über den Weg der deutschen Industrie und nicht der Industrie schlechthin schreibt. Nun schuf sich aber der nationalsozialistische Staat im letzten Jahrzehnt mit Hilfe seiner Industrie die Waffen und die technische Ausrüstung einer großen schlagfertigen Armee, deren Bedarf im Verlaufe des mehrjährigen Krieges ins Ungeheure anstieg und die Erzeugung für den nicht kriegswichtigen Bedarf fast zum Verschwinden brachte. Unter diesen Umständen mußte die deutsche Industrie in hohem Maße andern als wirtschaftlichen Gesetzen folgen. Die Unterordnung der gesamten nationalen Wirtschaft und damit auch der Industrie unter die staatspolitischen und militärischen Ziele ergibt sich aus Welter's Bemerkung, daß die Industrie weder eine besondere Stütze noch ein Rivale des Staates, sondern „nur ein höchst wichtiges, vielseitig verwendbares und darum möglichst leistungsfähig zu haltendes Instrument“ sei.

Der Preismechanismus wird in Kriegszeiten als Instrument zur Lenkung der Industrie als unzulänglich betrachtet. Trotzdem wird aber nicht an eine völlige Abkehr von der freien Marktwirtschaft gedacht. Vielmehr wird die stärkere Heranziehung des Preises als Mittel zur Lenkung der industriellen Produktion für Zeiten, in denen wieder in vermehrtem Maße für den privaten Bedarf gearbeitet werden wird, durchaus in Erwägung gezogen.

Der Verfasser beschreibt besonders ausführlich die in Deutschland entwickelten Formen der Wirtschaftslenkung, über die bisher nicht in so vorbildlich klarer Art berichtet worden ist. Mit den Aufgaben der Lenkung wollte man keine behördlichen Stellen, sondern Selbstverwaltungsorganisationen betrauen, deren Anteil an der Bildung der wirtschaftspolitischen Gesamtentscheide aber sehr bescheiden ist. Ein großer Teil des Buches befaßt sich sodann mit dem „Zug zur großen Serie“ und mit dem Zwang zur Rationalisierung, beides kriegsbedingte Erscheinungen, wie sie schon der erste Weltkrieg hervorbrachte. Dem Verfasser schwebt das Produzieren nach amerikanischem Muster für einen weiten, einheitlichen Markt vor. Dieser Gedanke wird nun im Abschnitt über die räumliche Ordnung der Industrie folgerichtig weitergesponnen. Im Interesse der Entproletarisierung fordert der Verfasser weitgehende Dezentralisation der Industrie. Bei der Lösung der sozialen Frage ist die deutsche Industrie einen echt deutschen Weg gegangen. Die vom nationalsozialistischen Deutschland gewählte Form der „Befreiung der Fabrikarbeiter“ beruht auf dem Führer- und Gefolgschaftsprinzip, das dem Wesen und den Wünschen des Volkes in hohem Maße entspricht.

Im Nachwort „Europäische Perspektiven“ verläßt Welter den Boden der Tatbestandsaufnahme und des Deutungsversuches und entwickelt ein Bild der europäischen Großraumwirtschaft. Einen für Deutschland günstigen Ausgang des Krieges voraussetzend, prägt er den Satz: „Der deutsche Vierjahresplan wird also in entsprechend abgewandelter Form eine europäische Neuauflage erfahren“. Ohne dieses happy end hätte das Buch wohl etwas überzeugender gewirkt, vielleicht aber nicht erscheinen können. Soweit es aber, entsprechend seinem Zweck, Bestandsaufnahme und Deutungsversuch darstellt, vermittelt es einen klaren Begriff der Entwicklung der deutschen Industrie im letzten Jahrzehnt. S a m S t r e i f f.

Bücher-Eingänge

- Anfermoz-Dubois, Felix:** L'interprétation française de la littérature américaine d'entre-deux-guerres. Imprimerie La Concorde, Lausanne 1944. 237 S.
- Bonzanigo, Elena:** Serena Serodine. Roman. S. A. Succ. a Natale Mazzuconi, Lugano 1944. 555 Seiten.
- Cingria, Alexandre:** Les constantes de l'art tessinois. Bonnard, Lausanne 1944. 85 Seiten und viele Tafeln, Fr. 18.50.
- Christinger, Raymond:** Le développement de la presse. Roth, Lausanne 1944. 155 Seiten.
- Ernst, Fritz:** Herder und die Humanität. Polygraphischer Verlag, Zürich 1944. 15 Seiten, Fr. 1.80.
- Ernst, Fritz:** Johann Caspar von Drelli. Frey & Wasmuth, Zürich 1944. 92 Seiten, Fr. 6.50.
- Fjord, Fridtjof:** Norwegens totaler Kriegseinsatz. Europa-Verlag, Zürich 1944. 68 Seiten.
- Frogner, Carsten:** Die unsichtbare Front. Europa-Verlag, Zürich 1944. 208 S.
- Gerke, Friedrich:** Licht im Tode. Das heilige Antlitz in der spätantiken Grabmalerei. Herder, Freiburg i. Br. 1944. 23 Seiten Text und 25 Tafeln, RM. 1.80.
- v. Greyerz, Karl:** Auftrag und Beitrag der Kirche zum internationalen Wiederaufbau. Zwingli-Verlag, Zürich 1943. 27 Seiten, Fr. 1.90.
- Heß, Jakob:** Die singende Quelle. Sagen aus den Schwyzerbergen. Verein „Gute Schriften“, Zürich 1944. 64 Seiten.
- Hugo, Victor:** Die Arbeiter des Meeres. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 416 Seiten.
- Humm, J. R.:** Carolin. Zwei Geschichten aus seinem Leben. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 490 Seiten.
- Kirschweg, Johannes:** Die Jahreszeiten. Herder, Freiburg i. Br. 1944. 15 Seiten Text und 25 Tafeln, RM. 1.25.
- Lüßler, Heinrich:** Die Gestalt des Heiligen. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 15 Seiten Text und 25 Tafeln, RM. 1.25.
- von Moos, Herbert:** Das große Weltgeschehen. Band V, Lieferung 4. Hallwag, Bern 1944. 32 Seiten.
- Munk, Raj:** Niels Ebbesen. Artemis-Verlag, Zürich 1944. 71 Seiten, Fr. 3.20.
- Philippson, Paula:** Thessalische Mythologie. Rhein-Verlag, Zürich 1944. 196 Seiten, Fr. 11.—.
- Philippson, Paula:** Untersuchungen über den griechischen Mythos. Rhein-Verlag, Zürich 1944. 56 Seiten, Fr. 5.—.
- Priestley, J. B.:** Verdunkelung in Grettley. Pan-Verlag, Zürich 1944. 335 Seiten.
- Schultheß, Hans:** Schweizer Juristen der letzten hundert Jahre. Lieferung 1. Schultheß & Co., Zürich 1944. 80 Seiten, Fr. 4.20.
- Schweizer, J.:** Zur Ordnung des Gottesdienstes in den nach Gottes Wort reformierten Gemeinden der deutschsprachigen Schweiz. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 96 Seiten, Fr. 3.20.
- Seiler, Eduard:** Das Schweizervolk und seine Wirtschaft. Herausgegeben von der Aktionsgemeinschaft Nationaler Wiederaufbau, Zürich 1944. 176 Seiten, reich illustriert.
- Silberschmidt, Max:** Staat und Wirtschaft in der Entwicklung der Vereinigten Staaten. Schultheß, Zürich 1944. 39 Seiten, Fr. 2.—.
- Siippainen, Olavi:** Bis ans Ende. Rascher, Zürich 1944. 215 Seiten, Fr. 7.80.
- Stein, Karl Heinrich:** Tilman Riemenschneider im deutschen Bauernkrieg. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 479 Seiten.
- Teucher, Eugen:** Unsere Bundesräte seit 1848 in Bild und Wort. Verlag für Wissenschaft, Technik und Industrie AG., Basel 1944. 357 Seiten.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stöckerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stöckerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.